Der Ohnhänder und der Blinde

Autor(en): **Neuss, Julius**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **26 (1958)**

Heft 5

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-568619

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Ohnhänder und der Blinde

Erzählung von Julius Neuss

Sie kannten sich noch nicht, denn eine Nacht erst lagen sie zusammen in dem Zweibettenzimmer des Lazaretts, jeder sehr für sich, stumm, abgesackt in tiefe Schächte der Hoffnungslosigkeit.

Jetzt war es früh am Morgen; die aufgehende Sonne sandte ihre ersten Strahlen durch das hohe Fenster, und die Bäume draussen waren frühlingsgrün.

Um halb acht Uhr brachte eine eilige Hilfsschwester das Frühstück und sagte, der Sanitätssoldat, der sie füttern werde, käme gleich. Aber die Zeit verstrich, und es kam kein Sanitätssoldat. Ein neuer Verwundetentransport war eingetroffen und man hatte sie vergessen.

Der lange blonde Ohnhänder stemmte sich auf seinen Ellbogen hoch. Er blickte zu dem Nachbarbett hinüber, in welchem sein Mitpatient, ein schöner bräunlicher Junge mit geschlossenen Augen lag, als schliefe er.

«Kamerad, schläfst du?» fragte der Ohnhänder halblaut.

«Nein», antwortete der Braune ohne sich zu regen oder die Augen zu öffnen.

«Ich habe Hunger», sagte der Ohnhänder. «Willst du mich füttern?»

Da richtete sich der Braune auf und die Augen aufschlagend, erwiderte er: «Gern! Du musst mir nur zeigen, wo dein Teller steht.»

Jetzt erst sah der Ohnhänder, dass der schöne brünette Junge blind war.

«Verzeih!» murmelte er, «ich wusste nicht . . . Warte, ich stehe auf. Du legst deine Hand auf meinen Arm und ich zeige dir, wo unsere Teller stehen. Du hast ja auch noch nichts gegessen, iss du zuerst!»

«Ich hab keinen Hunger und keinen Durst!» sagte der Blinde. «Ich wollt, ich wäre tot!»

Der Ohnhänder schwieg eine Weile, dann sagte er leise: «Nein, Kamerad, so darfst nit reden! Das schwerste Leben ist besser als der Tod!»

«Du bist nit blind!» entgegnete der Braune.

Darauf wusste der Ohnhänder nichts zu erwidern. Er stand auf, setzte sich auf die Bettkante seines Kameraden und brachte vorsichtig den verbundenen Stumpf des rechten Armes mit der Hand des Blinden in Berührung.

Der Blinde tastete den Verband ab und fragte: «Hast du die rechte Hand verloren?»

«Beide», antwortete der Ohnhänder.

«O!» sagte der Blinde betroffen, doch dann wurde er lebhaft. «Komm her, Kamerad!» sagte er und begann, den Ohnhänder zu füttern. Darauf ass er selbst mit wachsendem Appetit.

Als sie gefrühstückt hatten, fragte der Ohnhänder: «Wollen wir rauchen? Ich hab Zigaretten!»

«Fein!» sagte der Blinde.

Da liess der Ohnhänder den Blinden wieder die Hand auf seinen Armstumpf legen und führte sie vor die Schublade seines Nachttisches. Der Blinde zog sie auf, tastete nach den Zigaretten und dem Feuerzeug, und steckte, als er sie gefunden, eine Zigarette in Brand, dann hielt er sie dem Kameraden vor die Lippen; abwechselnd rauchten sie die Zigarette zu Ende.

Nachdem sie geraucht, liess der Blinde sich wieder in die Kissen zurücksinken, während der Ohnhänder sich auf der Bettkante bequemer zurechtsetzte.

«Bist du verheiratet?» fragte er plötzlich den Blinden.

«Nein», erwiderte er. «Und du?»

«Ich auch nicht! . . . Hast du noch Eltern?»

«Nein. Und du?»

«Ich», entgegnete der Ohnhänder, «bin im Waisenhaus gross geworden. Ich habe niemand mehr!»

«Ich habe noch ein paar ältere Geschwister», sagte der Blinde. «Aber die sind so arm, dass ich ihnen nicht zur Last fallen kann.»

«Was willst du denn machen?» fragte der Ohnhänder. «Ich meine, später einmal!»

Der Blinde zuckte die Achseln. «Weiss nit!»

Sie schwiegen, dann sagte der Ohnhänder verhalten: «Wie wär's denn, Kamerad, wenn wir beisammen blieben? Ich könnte dein Auge, du könntest meine Hand sein!»

«Ja», sagte der Blinde und richtete sich auf. «Das wär wohl schön!»

«Bei Gott, das wär's!» meinte der Ohnhänder und seine Stimme klang vor innerer Erregung etwas heiser.

«Komm her, Kamerad», bat der Blinde, «lass dich ansehen!» Und mit den Fingern beider Hände betastete er das sich zu ihm beugende Gesicht, fuhr über Stirn und Augen, Mund und Nase und schliesslich zärtlich über seine Haare. «Du, ich mag dich!» sagte er dann.

«Ich dich auch!» flüsterte der Ohnhänder. Da fanden sich unversehens ihre Lippen zum Kuss. —

Ein Jahr verging und als es wieder Frühling wurde, hatte die ärztliche Kunst an ihnen ihr Werk getan, so gut und so segensreich als sie es vermochte.

Der Ohnhänder hatte sich, da seine Unterarmstümpfe genügend lang waren, auf ärztlichen Ratschlag hin, eine «Krukenberg-Zange» machen lassen, das ist eine natürliche, vom Chirurgen aus der Elle und Speiche des Unterarms gebildete Greifzange. Natürlich bietet sie keinen schönen Anblick; deshalb lieferte man dem Ohnhänder auch einen Lederüberzug, mit dem er die hilfreiche, aber entstellende Zange bekleiden konnte, wenn er sie nicht zu irgendwelchen Verrichtungen benötigte.

Mit Hilfe dieses natürlichen Handersatzes und eines sinnvoll gebauten linken Kunstarmes, und mittels einfacher Spezialgeräte brachte er es im Laufe der Behandlung dahin, ohne fremde Hilfe essen, schreiben und sich rasieren zu können. Auch beim Ankleiden erlangte er eine ziemliche Fertigkeit und Selbständigkeit; Reissverschlüsse an Hemd und Hose mit langen, uhrkettenähnlichen Zügen und Halbschuhe mit seitlichen Gummieinsätzen waren ihm dabei dienlich.

Aber nicht nur dem Ohnhänder, auch dem Blinden ging es besser. Zwar das Augenlicht hatten ihm die Aerzte nicht wiedergeben können, doch war es ihnen gelungen, die tiefe Nacht, die ihn umgab, zur lichten Dämmerung aufzuhellen, sodass er dicht vor seine Augen gebrachte Gegenstände in schattenhaften Umrissen erkennen konnte. Er hatte gelernt, die Blindenschrift zu lesen und sich mit einem tastend vorgestreckten dünnen Stöckchen in vertrauter Umgebung sicher zu bewegen; in einem Lehrgang erlernte er das Bürstenmachen und da er Freude am Handwerk hatte, brachte er's hierin zu guten Leistungen.

So kam es, dass bei beiden sich Angst und Hoffnungslosigkeit ganz verloren hatten, dass sie seelisch ausgeglichen, ja heiter waren. Wesentlich trug dazu das Glück bei, das sie in ihrer Freundschaft zueinander fanden.

Sie lebten jetzt mit etwa fünfzig Leidensgefährten in einem Heim, das von einem betagten Pastor, einem herzensguten Menschen, der von den Soldaten wegen seiner hohen Gestalt und seines breitrandigen Schlapphutes «Wodan» genannt wurde, geleitet wurde. Ihm zur Seite stand in selbstloser Hilfsbereitschaft eine Diakonissin, die wegen ihrer runden Brille und dicklichen, wie aufgeplusterten Gestalt, gutmütig spottend die «Eulenmutti» genannt wurde.

In diesem Heim bewohnten die beiden Freunde im Dachstock des Westflügels eine reinliche Kammer mit zwei Betten. Durch ihr Fenster, das auf Wiesen, Wald und Felder ging, schien an schönen Tagen die Sonne vom frühen Nachmittag bis zum Untergehen.

Der Blinde oblag in der Werkstatt des Hauses der Bürtsenmacherei, während der Ohnhänder den Botendienst versah und werktags bei jedem Wetter mit seinem Dreirad zur Stadt und wieder zurück unterwegs war. — Hin und wieder, wenn die Diakonissin zum «Tisch des Herrn» ging, wie sie mit einem Wort Franz von Assisis ihre Bettelfahrten zu den Bauern der Umgebung nannte, nahm sie mit besonderer Vorliebe die beiden Freunde mit.

Nach Kriegsende wurde während langer harter Monate das Essen fettärmer, die Seife knapper, und die Bauern wurden knauseriger; aber dann setzte die segensreiche Hilfe der Quäker ein und linderte die schwere Not.

An schönen Sommertagen pflegte der Blinde nach Feierabend gern auf der Bank zu sitzen, die in der Nähe des Tores an der efeuumsponnenen Mauer stand, die das Anstaltsgebäude umgab. In sauberen weissen Hemdärmeln sass er dann im schrägen Sonnenschein und wartete darauf, dass der Ohnhänder von seinen Botengängen zurückkehre. Mit feinem Ohr fing er schon auf ziemliche Entfernung hin das mahlende Geräusch der Gummireifen des Dreirades im Staub der Landstrasse auf. Der Ohnhänder aber sprang, wenn er bei seinem Freunde angekommen war, vom Rad und setzte sich zu ihm auf die Bank. Da gab es dann jedesmal viel zu erzählen von Erlebnissen in der Stadt und manchmal gab es auch was Gutes auszupacken, Geschenke mitleidiger Passanten und amerikanischer Soldaten: Zigaretten, Schokolade, Weissbrot.

An besonders heissen Tagen lagen die beiden während ihrer freien Stunden auf einer Waldlichtung unweit der Anstalt im Gras und sonnten sich. Dann konnte es wohl geschehen, dass die Hand des Blinden über die Gestalt des Kameraden tastete und dass er flüsterte: «Was hast du für schöngebaute Schultern und für einen schöngewölbten Brustkorb!»

«Du bist viel schöner», pflegte dann der Ohnhänder zu erwidern. «Du bist so schön, dass ich nicht müde werde, dich anzusehen!»

Es kam auch vor, dass der Blinde sich allein zu der Lichtung tastete, wenn sein Freund dienstlich unterwegs war. Damit er das konnte, hatte der Ohnhänder den Weg gekennzeichnet durch allerlei Tastbares, durch Felsbrocken, die er den Blinden an den Pfad wälzen liess, durch in den weichen Waldboden gesteckte Knüppel und Aehnliches. Ferner zählten sie die Schritte und der Blinde musste sich die Richtung einprägen, die er einzuschlagen hatte, wenn er zu der Lichtung wollte.

Nun begab es sich zu jener Zeit, dass in der Stadt ein Vergnügungslokal eröffnet wurde, das sich «Dschungel-Bar» nannte. Es wurde in dem gewölbten Keller eines zerstörten Hauses betrieben und namentlich von Schiebern und Schwarzhändlern besucht. Der Stern dieser Stätte wurde eine Sängerin mit mahagonirotem Haar, die durch den Charme ihrer Person und die graziöse Frechheit ihrer Darbietungen ein immer zahlreicheres Publikum anlockte. Ihr Privatleben

führte die seltsame Frau sehr für sich, abgesondert von allen Kollegen und Zudringlichen. Am liebsten durchstreifte sie mutterseelenallein die schöne Umgebung der Stadt. Während eines solchen Spaziergangs stiess sie auf den Blinden, der nackt im Gras der Lichtung lag und eingeschlafen war. Minutenlang stand sie vor dem schönen Schläfer, die Hand auf das Herz gepresst, in dem sie einen süssen, ziehenden Schmerz verspürte. Dann liess sie sich leise neben ihm ins Gras, beugte sich über ihn und küsste ihn auf den Mund.

Der Blinde erwachte und den toten Blick ziellos ins Leere gerichtet, flüsterte er fragend den Namen seines Freundes: «Konrad . . .?»

Was ging in der Seele der fremden Sängerin vor, als sie sah, dass der schöne junge Mensch blind war? Vertiefte sich ihr ursprüngliches Wohlgefallen zu wahrer Liebe? Jedenfalls schauderte sie nicht zurück, sondern sie forderte ihn auf, zu erzählen und ihre teilnehmende Neugier schien unersättlich. Und der Blinde, der befangen nach seinem Hemd getastet und seine Blösse damit bedeckt hatte, erzählte, und als sie schieden, hatten sie eine weitere Zusammenkunft an demselben Platz verabredet. Sie trafen sich auf der verschwiegenen Lichtung noch öfter, ohne dass der Ohnhänder etwas davon erfuhr, und eines Abends kehrte der Blinde nicht in die Anstalt zurück.

In dieser Nacht irrte der Ohnhänder durch den Wald bis zum anbrechenden Morgen, immer laut den Namen des Freundes rufend. Anfangs hatten sich alle Anstaltsinsassen, die laufen und sehen konnten, an der Suche beteiligt; auf Wegen und Stegen hatte es von Krückengängern, Hinkenden, Einarmigen und im Gesicht Entstellten gewimmelt, die laut den Namen des Verschwundenen riefen. Mit Einbruch der Nacht waren sie zurückgekehrt und nur der Ohnhänder irrte weiter umher, einsam, und sein Rufen klang von Stunde zu Stunde hoffnungsloser.

«Wodan» war tief bekümmert in seinem guten Herzen und meldete am nächsten Tag das Verschwinden des Blinden der Polizei. Die Diakonissin war ruhiger. Sie sagte: «Dem ist kein Unglück widerfahren, da steckt was anderes dahinter!» Sie sprach nicht aus, was sie sich dachte, aber sie vermutete aus ihrem Weibsinstinkt heraus das Richtige.

Noch einer vermutete das Gleiche, vermutete es nicht nur, sondern *wusste* es, — der Ohnhänder. Blitzartig war er sich klar geworden über das seit Tagen veränderte Wesen des Blinden. Scheinbar gleichmütig ging er seinem Tagewerk weiter nach, bewegte er sich im Kreise seiner Kameraden, sprach er dies und das; nur über den Blinden und sein Verschwinden äusserte er kein Wort mehr, und wenn einer davon anfangen wollte, sagte er kurz: «Lass das!» Uebrigens hatte sich gar bald herausgestellt, dass der Blinde bei der mahagoniroten Tingeltangelsängerin hauste, dass sie ihn zum Geliebten genommen hatte. «Wodan», der versuchte, zu dem Blinden vorzudringen, wurde von der Sängerin halb mitleidig, halb ironisch abgewiesen. Wie es aber um den Ohnhänder stand, das ermass in seiner ganzen Schwere nur die Diakonissin und sie tat ihm unauffällig Gutes, wo sie nur konnte. Still ging er umher, und sein Gesicht war von einem Leid gezeichnet, das es seltsam veredelte.

Es mochten etwa vierzehn Tage seit dem Verschwinden des Blinden aus der Anstalt vergangen sein, da sah er ihn in der Stadt, als er mit seinem Dreirad vor dem Postamt hielt. Der Blinde ging auf der gegenüberliegenden Strassenseite, das dünne Stöckchen tastend vorgestreckt. Plötzlich wandte er witternd den Kopf nach drüben, wo der Ohnhänder hielt, verliess den Bürgersteig und schritt mitten hinein in den brausenden Verkehr des Fahrdamms. Automobile bremsten, dass die

Pneus den Asphalt fegten, amerikanische und deutsche Rufe wurden laut, doch unbeirrt schritt der Blinde weiter durch die Gasse, die sich in dem stockenden Verkehr gebildet hatte, geradewegs auf den Ohnhänder zu, der wie erstarrt dastand, unfähig, auch nur ein Glied zu rühren. Dann war der Blinde bei ihm angelangt, legte die Hand auf die Krukenbergzange und sagte: «Konrad!»

Der Blinde sprach den Namen in seiner Mundart aus, was etwa wie «Kun'rad» klang, aber der Ohnhänder meinte, seinen Namen schöner nie gehört zu haben. «Komm», sagte er, sich endlich wiederfindend, «setz dich auf den Kasten, Lieber, wir fahren los, die Leute gaffen so!»

Halbwegs zwischen Stadt und Anstalt lenkte er auf eine Wiese, wo sie im Schatten einer Linde lagerten.

«Hol mal das Päckchen Zigaretten aus meiner Brusttasche», sagte er zu dem Blinden. Der tat's und sie rauchten gemeinsam die Zigarette zu Ende wie zu Beginn ihrer Bekanntschaft im Lazarett.

«Bist du mir böse?» fragte dann der Blinde.

Der Ohnhänder schüttelte den Kopf, aber da der Blinde das ja nicht sehen konnte, beeilte er sich zu sagen: «Nein.»

«Hättst aber Grund dazu!» meinte der Blinde.

«Du warst doch nit schuld!»

«*Nur ich*, Konrad!» sagte ernst der Blinde. «Kein Wort gegen die Frau! Sie hat mich gern gehabt auf ihre Art und geweint, als ich von ihr wegging. Aber sie konnt mich nit halten, das hat sie eingesehen . . .»

«Wird's dich nicht eines Tages wieder wegziehen von uns?» fragte bedrückt der Ohnhänder.

«Nein!» sagte der Blinde entschieden. «Das hab ich nun gelernt: Das Leben da draussen ist nix für Leut, wie wir es sind! Ich hab ja ein solches Verlangen gehabt nach der Stille und Sauberkeit unserer Kammer und der Geregeltheit unseres bescheidenen Lebens, und dass ich dich, Konrad, *lieb* hab, so recht von Herzen lieb hab, und ohne dich nit mehr leben möcht, das hab ich *dort* erst recht begriffen! . . . Und auch, wie weh ich dir getan hab! Verzeih mir, Konrad, Lieber, wenn du kannst . . . *Bitte* . . .!»

Der Blinde schwieg. Angstvollen Herzens lauschte er auf die Entgegnung des Ohnhänders, aber auch der schwieg. Da sagte der Blinde, und tastete nach dem Freund: «So sag doch etwas, Kun'rad . . . !»

Da warf der Ohnhänder die Armstümpfe klammernd um die Schultern des Freundes, und ihn an seine Brust ziehend stammelte er, während ihm die hellen Tränen über die Backen liefen: «Merkst denn nit, Lieber, dass ich ebe doch nit schwätze kann!»

Im Mai vorigen Jahres wurde in Frankfurt am Main Julius Neuss von Unbekannten ermordet. Zu seinem Gedächtnis veröffentlichen wir diese Soldaten-Erzählung, die er uns seinerzeit zum Druck überliess. Sie lässt das Verbrechen an ihm noch verabscheuungswürdiger erscheinen, denn auch auf diesen Seiten enthüllt sich ein grundgütiger Mensch, der immer nur helfen wollte und niemandem schaden. Beklagenswert, dass trotz der damals am Tatort zurückgelassenen Gegenstände, die zweifellos auf das Strichjungen-Milieu hinweisen, die Polizei auch heute noch im Dunkeln tappt und wir können nur hoffen, dass die Schuldigen die Strafe doch noch erreicht. — R.